

MARCIA CLARK  
Mildernde Umstände



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Buch*

Rachel Knight, eine ehrgeizige junge Staatsanwältin in Los Angeles, hat das Glück, im Luxushotel Biltmore zu wohnen. Doch das Privatleben der Workaholicfrau beschränkt sich auf gelegentliche Drinks an der Hotelbar mit ihrer Freundin Bailey, einer Polizistin, und ihrer Kollegin Toni. Eines Abends gerät Rachel in einen Polizeigroßeinsatz wegen eines Tötungsdeliktes. Sie sieht, wie das Opfer aus dem Haus getragen wird, und erkennt ihren Kollegen Jake Pahlmeyer. In dessen Hotelzimmer findet die Polizei die Leiche eines Strichjungen. Für das FBI ist die Sache klar: Staatsanwalt Pahlmeyer hatte eine Vorliebe für kleine Jungen, wurde von einem von ihnen erpresst und hat erst ihn und dann sich selbst erschossen. Doch Rachel hat ihre Zweifel. Sie ist entschlossen, die Wahrheit herauszufinden, und wenn es sie die Karriere kosten sollte ...

### *Autorin*

Marcia Clark wurde bekannt als Staatsanwältin in dem aufsehenerregenden Prozess gegen O.J. Simpson, über den sie später ein Buch schrieb. »Mildernde Umstände« ist der erste Teil einer Thrillerserie um die charmante Staatsanwältin Rachel Knight, die wie die Autorin selbst in L.A. lebt.

Marcia Clark

---

Mildernde  
Umstände

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Claudia Franz

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
»Guilt by Association« bei Mulholland Books,  
an imprint of Little, Brown and Company,  
a division of Hachette Book Group, Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House fsc-0100  
Das fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2012

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Marcia Clark

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: © FinePic; Getty Images / Janice Lin

Redaktion: Alexander Müller

mb · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- u. Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47696-1

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für meine Söhne*



---

## Prolog

---

**E**r klappte sein Handy zu und steckte es in die Tasche seiner hautengen Jeans. Der letzte Schritt war getan; jetzt würde es nicht mehr lange dauern. Das Warten war allerdings zermürbend. Unwillkürlich kamen die Erinnerungen an seine einzige Fahrt mit einer Achterbahn wieder hoch und brannten wie tausend Nadelstiche auf seiner Haut. Acht Jahre alt war er gewesen, als er, unentrinnbar in dem klapprigen Gefährt gefangen, mit wachsender Panik gen Himmel aufgestiegen war: ... klack ... klack ... klack ...

Er schüttelte den Kopf, um sich von der Erinnerung zu befreien, griff rasch nach seinem langen, braunen Haar und zog es zu einem Pferdeschwanz zusammen. Eine Weile hielt er es so und atmete langsam aus, um seinen Puls zu beruhigen. Er konnte es sich nicht erlauben, jetzt die Kontrolle zu verlieren. Bei der Bewegung war sein T-Shirt hochgerutscht. Geistesabwesend bewunderte er im Spiegel über dem Frisiertisch die Tätowierung der zusammengerollten Schlange auf seinem schlanken, muskulösen Bauch.

Irgendwann begann er wieder, auf und ab zu schreiten. Der Teppichboden des Motels knirschte unter seinen Füßen, aber die Bewegung half. Trotz seiner Angst ging er locker aus der Hüfte heraus. Dabei überdachte er noch einmal seinen Plan und suchte nach möglichen Schwachstellen. Nein, er hatte alles perfekt vorbereitet. Es würde funktionieren. Es musste funktionieren. Er blieb stehen und sah sich in dem schwach

beleuchteten Motelzimmer um. »Zimmer« war vielleicht zu viel gesagt – es war kaum mehr als ein Kabuff mit Bett. Sein Blick fiel auf einen Schalter an der Wand. Nur um irgendetwas zu tun, ging er hin und betätigte ihn. Nichts geschah. Er schaute hoch und sah einen verstaubten Deckenventilator. Der abgestandene Zigarettengestank deutete darauf hin, dass er schon seit Jahren nicht mehr funktionierte. An den Wänden befanden sich undefinierbare Flecken, die möglicherweise älter waren als er selbst. Der Gedanke belustigte ihn. Weder die Flecken noch der Geruch der Verwahrlosung noch das Gefühl der Ausweglosigkeit konnten ihn entmutigen. Der Ort war nicht schlimmer als viele andere, an denen er sich während seiner siebzehn Jahre auf diesem Planeten aufhalten hatte.

Tatsächlich löste diese miese Absteige keine Verzweiflung, sondern eher Triumphgefühle in ihm aus. Sie stand für die Welt, in die er hineingeboren worden war und die er nun endlich hinter sich lassen würde ... für immer. Zum ersten Mal in seinem Leben, das in den Händen eines durchgeknallten Cracksüchtigen beinahe ein Ende gefunden hatte, während seine sogenannte Mutter im Raum nebenan ausschlafen musste, würde er die Kontrolle übernehmen. Er hielt inne, um sich die Situation seines möglichen frühzeitigen Ablebens in Erinnerung zu rufen. Es war keine wirkliche Erinnerung, da er damals erst zwei Monate alt gewesen war, sondern eher das Wissen um einen Eintrag im Bericht eines Sozialarbeiters. Er hatte ihn zufällig entziffern können, als der Mann einer der Pflegefamilien, in denen er während der letzten sechzehn Jahre »aufgezogen« worden war, einen Routinebesuch abgestattet hatte. Wie immer, wenn ihm dieser Bericht in den Sinn kam, fragte er sich, ob seine Mutter noch lebte. Jetzt fühlte sich der Gedanke allerdings anders an. Statt hilfloser Qual – und Wut – spürte er Macht, die Macht der Wahl.

*Jetzt würde er seine Mutter finden können ... wenn er wollte. Finden und ihr demonstrieren, dass ihr Baby, um das sie sich in ihrem Drogenrausch einen Scheißdreck gekümmert hatte, ganz groß rausgekommen war. Dass es den großen Coup gelandet hatte.*

*In wenigen Minuten würde er sich von dem Kind, das am Rande der Gesellschaft vor sich hin vegetiert, endgültig verabschieden. Er stützte die Hände in die Hüften, schaute aus dem schmierigen Fenster und genoss die Vorstellung – »leckt mich doch!« –, endlich Geld zu besitzen. Allen würde er den Stinkefinger zeigen, all diesen Pflegeeltern, für die er lediglich ein Dollarzeichen war, und all diesen Arschlöchern, mit denen er sich hatte abfinden müssen, um ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen zu haben. Und falls er sich dazu entschließen würde, seine Mutter aufzusuchen, würde er mit irgendetwas Abgefahrenem dort aufkreuzen, einem Kleid oder Schmuck oder so. Mit irgendetwas, das sie den Jahren hinterherjammern lassen würde, in denen sie ihn nicht bei sich gehabt hatte. Er malte sich aus, wie er es in einer aufwändig verpackten Schachtel überreichen und was für ein Gesicht sie machen würde. Ein konkretes Bild wollte sich nicht einstellen. Das einzige Foto, das er von ihr besaß – aufgenommen, als er noch kein Jahr alt gewesen war –, war so vergilbt, dass man nur noch die Konturen ihrer langen, braunen Haare erkennen konnte. Der Gedanke, den großen Macker zu spielen, berauschte ihn trotzdem, und so überließ er sich der Fantasie, seine Mutter würde ihn tatsächlich lieben.*

*Das Klopfen an der Tür riss ihn in die Wirklichkeit zurück. Er schluckte und holte tief Luft, dann ging er hin. Seine Hände zitterten. Er rieb sich schnell über die Oberschenkel, damit sie damit aufhörten. Langsam atmete er aus und zwang sich, seine Gesichtszüge zu entspannen, als er die Tür öffnete.*

*»Hallo«, sagte er und trat beiseite, um den Besuch hereinzulassen. »Es ist schon ziemlich spät.«*

*»Ich habe die Zeit vergessen, tut mir leid.« Die Person trat schnell ein.*

*»Alles dabei?«, fragte der Junge misstrauisch.*

*Die Person nickte. Der Junge lächelte und schloss die Tür.*

Schuldig? Schon? Sind die einfach aufgesprungen und haben auf den Buzzer gedrückt, nach dem Motto, wer als Erster die Lösung weiß, bekommt die Punkte?«, fragte Jake und schüttelte ungläubig den Kopf.

Ich nickte und lachte. »In der Tat, es ist verrückt. Fünf- undvierzig Minuten für ein Urteil nach einem dreimonatigen Verfahren«, sagte ich und schüttelte ebenfalls den Kopf. »Ich dachte, die Gerichtsdienerin macht Scherze, als sie mich in den Saal zurückrufen wollte. Wenn ich so darüber nachdenke, war das vermutlich mein schnellster Sieg in erster Instanz.«

»Verdammt, Sistah, das ist der schnellste Sieg, der mir überhaupt je untergekommen ist«, sagte Toni, als sie sich auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch fallen ließ. Manchmal gefiel es ihr, uns mit Ghetto-Slang zu beeindrucken.

»Es führt kein Weg daran vorbei«, antwortete ich. »Diesmal hat dein Homegirl einen fetten Punktsieg hingelegt, was?«

Toni schaute mich abfällig an. »Aua, Schneeflöckchen. Du bringst es nicht, also lass es lieber sein.« Sie griff nach dem Becher, der stets sauber und einsatzbereit für sie auf dem Fensterbrett stand.

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Du hast die Wahl: Nimm das zurück und du bekommst deinen Drink, oder freu dich über deine lächerliche Spitze und bleib auf dem Trockenen sitzen.«

Toni bäugte die Flasche Glenlivet auf meinem Schreibtisch

und presste die Lippen zusammen, während sie die Alternativen erwog. Es dauerte nicht lange. »Komisch, für einen Moment habe ich gedacht, Sister Souljah sei hier im Raum«, verkündete sie gleichmütig und knallte ihren Becher auf meinen Schreibtisch. »Zufrieden?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Nicht dein bester Auftritt, aber man kann ja nicht immer brillieren.« Nachdem ich den Eiswürfelbereiter aus meinem Minigefrierfach herausgebroschen und ein paar Eiswürfel in ihren Becher getan hatte, schenkte ich ihr einen großzügigen doppelten Whisky ein. Toni warf mir indes einen warnenden Blick zu, dass ich es nicht zu weit treiben sollte.

Ich wandte mich an Jake und zeigte auf die Flasche. »Schlückchen?« Jake trank eigentlich nicht, aber manchmal schloss er sich aus Geselligkeit an.

Er nickte und schenkte mir eines jener jugenhaften Lächeln, die ein Zimmer zu erleuchten vermochten – und Jurys im gesamten Land das Herz aufgehen ließen. Die Metallbrille, das wellige braune Haar und das bescheidene Auftreten des Jungen vom Lande bildeten eine gewinnende Kombination, zu der sich noch zwei nicht mehr wirklich notwendige, aber doch perfekt passende Grübchen hinzugesellten. Jurymitglieder fassten instinktiv Vertrauen zu ihm. Sein Blick war so engelsgleich, dass die Leute kaum glauben konnten, dass er nicht mehr aufs College ging, sondern sogar schon die Strapazen eines Jurastudiums und einer fast siebenjährigen Amtszeit als Staatsanwalt hinter sich hatte. Ich goss ihm einen winzigen Schluck Glenlivet ein, dazu großzügig Wasser, um ihm nicht mehr zuzumuten, als er bewältigen konnte. Auch mir gab ich nicht mehr, als ich vertragen konnte, einen dreifachen Whisky pur nämlich.

Toni hob ihren Becher. »Auf Rachel Knight, die Eile ins Eilverfahren bringt.«

Jake hob seine Tasse. »Dem schließe ich mich an«, sagte er mit einem verschmitzten Grinsen. »Bis ich den Rekord brechen werde.«

Ich verdrehte die Augen, als mir Jake so unverblümt den Fehdehandschuh hinwarf. »Auch das noch. Na, dann mal los«, sagte ich.

»Runter damit«, stimmte Toni zu und schaute Jake mit zusammengekniffenen Augen an. »Los, kleiner Mann.«

Jake warf ihr einen entschlossenen Blick zu und nickte. Sie schauten sich in die Augen und stießen an. Toni und ich tranken in großen Zügen, Jake in bescheidenen Schlückchen. Dann kehrte Toni zum Ausgangspunkt zurück. »Ging es um die Schießerei der Dope-Dealer im MacArthur Park?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. Toni, Jake und ich arbeiteten für die Special Trials, eine kleine Eliteeinheit, die besonders komplizierte und brisante Fälle übernahm. Obwohl Toni so gut und so ehrgeizig war wie alle Mitarbeiter der Einheit, lebte sie nicht in einer Weise für ihren Job, wie Jake und ich das taten. Das war eines der vielen Dinge, in denen wir uns perfekt ergänzten.

Bevor ich antworten konnte, sagte Jake: »Nein, es war der Fall mit dem Angeklagten, der seine Frau vergiftet und ihre Leiche dann die Klippe hinuntergeworfen hat.«

Toni dachte einen Moment nach. »Ach ja. Die Leiche war aufs Meer hinausgetrieben, richtig? Und auch die Mordwaffe wurde nie gefunden.«

Ich nickte.

Toni schüttelte den Kopf. »Beweise sind etwas für Anfänger«, sagte sie lachend. »Du bist ein echtes Vorbild.« Sie hob ihren Becher zu einem weiteren Toast.

»Ich hatte Glück«, sagte ich mit einem Achselzucken und hob ebenfalls meinen Whisky.

Toni verzog das Gesicht. »Oh nein, kannst du bitte aufhören mit diesem Bescheidenheitssermon? Ich hab schon mit eigenen Augen gesehen, wie du diese Meute in der Gegend herumscheuchst. Niemand macht ihnen Feuer unterm Hintern wie du.« Sie wandte sich an Jake: »Außer dir vielleicht.« Dann nahm sie einen Schluck und lehnte sich zurück. »Ihr seid zwei schräge Vögel, und das wisst ihr auch.«

Jake und ich schauten uns an. Protest war zwecklos. Als Jake vor zwei Jahren zu unserer Spezialeinheit gestoßen war, hatten wir im jeweils anderen sofort den seelenverwandten Workaholic erkannt. Bei der Staatsanwaltschaft zu sein war mehr als ein Beruf für uns – es war eine Mission. Wir identifizierten uns mit dem Leiden der Opfer und hielten es für unsere Pflicht, mit einem gewissen Maß an Gerechtigkeit dagegen anzukämpfen. Durch ein unausgesprochenes Einverständnis führte uns unsere gemeinsame Leidenschaft für die Arbeit allerdings nie auf privates Terrain – weder in Worten noch in Taten. Nur selten gingen wir außerhalb des Dienstgebäudes miteinander essen, und wenn wir an den langen Abenden nach den Gerichtsverhandlungen unsere Fälle durchkauten, würden wir nicht im Traum daran denken, das irgendwo beim Dinner zu tun. Stattdessen plünderten wir meine Vorräte an Salzbrezelchen und verfeinerten sie mit Senf aus Plastiktütchen, die Jake in der Gerichtskantine mitgehen ließ. Niemals redeten wir über unser Leben außerhalb des Büros – weder vor noch nach Eintritt in die Staatsanwaltschaft. Diese seltsame Grenze in unserer Beziehung hatte nicht allein mit unserer Hingabe an den Beruf zu tun. Wir waren uns einfach zu ähnlich. Ich stellte bewusst keine persönlichen Fragen, weil ich keine Lust hatte, welche zu beantworten, und Jake war genauso zugeknöpft. Frag nichts, sag nichts, und wenn jemand etwas wissen will – abwehren. Das stillschweigende Wissen um diese Gemeinsamkeit führte dazu, dass wir uns

in der Gegenwart des anderen so entspannt fühlten wie sonst nur selten.

»Nun, sie hat nicht ganz Unrecht, Tone«, sagte Jake süffisant. »Es war tatsächlich Glück dabei – Tynan war der Richter.«

Toni kicherte. »Heilige Scheiße, das nenn ich Schwein. Wie oft hast du dich danebenbenommen?«

»Kaum. Ich habe nur einmal ›Arschloch‹ gesagt.«

»Nicht schlecht für deine Verhältnisse«, stellte Toni amüsiert fest. »Wann?«

»Während des Gegenbeweises. Und ich meinte damit meinen eigenen Zeugen.«

Mit meiner Unfähigkeit, in der Hitze des Gefechts meine blumige Ausdrucksweise zu zügeln, habe ich mir schon häufiger Bußgelder eingehandelt. Man könnte meinen, dass mir der finanzielle Aspekt helfen würde, mich zusammenzureißen. Tatsächlich hat er mich nur dazu veranlasst, einen kleinen Fonds anzulegen.

»Die Rügen wegen Missachtung der Würde des Gerichts verdankst du zweifellos gerecht verteilten Ausfällen«, stellte Toni fest. »Was hat Tynan unternommen?«

»Er hat nur gesagt: ›Ich warne Sie.« Ich seufzte, nahm einen Schluck von meinem Whisky und streckte meine Beine unter dem Tisch aus. »Wenn ich es doch nur immer mit ihm zu tun hätte.«

»Ha!«, schnaubte Jake. »Schon bei der zweiten Sitzung hättest du den Kredit verspielt, und bei der dritten wärest du erledigt.«

»Danke für so viel Vertrauen.«

Jake zuckte mit den Achseln. »Hey, ich wollte doch bloß sagen ...«

Ich lachte und warf eine Büroklammer nach ihm. Er fing sie locker auf und schaute dann auf die Uhr am Times Building.

»Verdammt, ich muss los. Bis dann, Mädels.« Schon hatte er seine Tasse abgestellt und war verschwunden. Seine Schritte hallten im Flur wider.

Ich wandte mich an Toni. »Noch einen Schluck?«, fragte ich und hielt den Glenlivet hoch.

Toni schüttelte den Kopf. »Nein. Für heute habe ich genug vom Amtsmief. Warum machen wir uns nicht vom Acker und gehen ins Church and State? Wir haben allen Grund für eine ordentliche Sause.«

Das Church and State war ein hippes neues Restaurant im alten Meatpacking District und hatte sich im Rahmen der Bemühungen, das Zentrum von L.A. aufzuwerten, dort angesiedelt. Wie allerdings ein Laden für schicke, betuchte Gäste zwei Blocks entfernt von Skid Row, einem Viertel mit lauter Obdachlosen, überleben sollte, war mir schleierhaft. Ich musterte den Stapel Fälle, der auf dem Tisch mit dem Minigefrierschrank lag. Im Prinzip war ich schon in Partystimmung, und nach Erledigung dieses vertrackten Mordes ohne Leiche könnte ich es mir vielleicht sogar leisten. Das Verfahren hatte mich aber von meinen anderen Fällen abgehalten, und ich wurde immer leicht – okay, total – panisch, wenn ich mich länger als ein paar Tage nicht mit einem Fall beschäftigt hatte. Würde ich heute mit Toni ausgehen, würde ich nur herumnerven und mir die ganze Zeit wünschen, ich wäre bei der Arbeit geblieben. Diese Zumutung sollte ich ihr ersparen, das war ich ihr schuldig.

»Tut mir leid, Tone, ich ...«

»Gib dir keine Mühe, ich weiß schon.« Toni schüttelte den Kopf, als sie ihren Becher auf meinen Schreibtisch knallte und aufstand. »Nicht einmal für eine kleine Siegesfeier kannst du dir freinehmen? Das ist krank, aber vergiss es.«

Neu war ihr das nicht, und sie klang auch nicht im Mindesten überrascht.

»Wie wär's mit morgen? Dann können wir ins Church and State gehen oder wo auch immer du hinwillst«, versprach ich ihr, obgleich meine Hoffnung größer war als meine Überzeugung. Ich war mir keineswegs sicher, ob ich den Stapel bis dahin abgearbeitet und den Rückstand aufgeholt haben würde. Da ich Toni nicht gerne enttäuschte, schwor ich mir aber, alles zu geben.

Toni schaute mich an und seufzte. »Klar, darüber sprechen wir morgen noch mal.« Sie hängte sich den Laptop über die eine Schulter und die Handtasche über die andere. »Ich bin dann mal weg. Bleib nicht mehr so lange. Wenn sogar dein zwangsgestörter Gesinnungsgenosse die Flatter macht«, sie nickte zu Jakes Büro hinüber, »dann wirst du ja wohl auch mal früher gehen können.«

Ich musste lachen. »Du hast ja Recht. Was hatte er denn eigentlich vor?«

»Vielleicht haben seine außerirdischen Befehlshaber ihm gesagt, dass er verdammt noch mal ein Leben leben soll«, antwortete Toni, als sie zur Tür ging. »Ich für meinen Teil habe bereits eins, deswegen werde ich die Zone der Zwangsgestörten jetzt offiziell verlassen.« Mit einem Lächeln trat sie in den Flur hinaus.

»Viel Spaß!«

»Dir auch«, rief sie zurück. Und mit einem lauten Bühnenflüstern fügte sie hinzu: »Du Besessene.«

»Das hab ich gehört!«, rief ich.

»Scher dich einfach nicht drum.«

Ich ließ mich zurückfallen und lehnte meinen Kopf an das kalte Leder meines imposanten Richterstuhls. Zu meinem kleinen, für Distriktangelegenheiten ausgelegten Staatsanwältinnenschreibtisch passte er nicht wirklich, aber das störte mich nicht. Irgendwann einmal war er, spätabends und vollkommen herrenlos, auf mysteriöse Weise auf unserem Flur

aufgetaucht. Ich hatte in beide Richtungen geschaut und ihn dann schnell in mein Büro geschoben. Meinen eigenen armseligen Stuhl hatte ich in einen hinreichend weit entfernten Flur geschafft, damit man die Spur nicht zurückverfolgen konnte. Bei der Rückkehr in mein Büro hatte ich mich gefragt, ob er direkt aus einer Richterzimmer »entfernt« worden war. Die bloße Möglichkeit hatte mein Triumphgefühl noch einmal anschwellen lassen.

Ich wandte mich meinem Aktenstapel zu und nahm die oberste Mappe herunter, aber nach fünfzehn Minuten spürte ich, wie mir die Augenlider zufielen. Ich hätte gedacht, noch genug Energie zu besitzen, um wenigstens ein paar Fälle durchackern zu können, aber wie immer hatte ich meine Erschöpfung unterschätzt. Und der Glenlivet hatte auch nicht gerade geholfen.

Nun hörte ich, wie die letzten Nachzügler schwatzend ihre Büros verließen. Als die Etagentür hinter ihnen ins Schloss fiel, erfüllte Schweigen die Luft. So müde ich auch war, würde ich trotzdem jetzt nicht nach Hause gehen. Es war die schönste Zeit des Tages, wenn ich die gesamte Büroetage für mich alleine hatte. Keine Anrufe, keine Freunde, keine Polizisten, die mich ablenken würden. Ich atmete aus, schaute aus dem Fenster und bewunderte die unvermindert spektakuläre Aussicht. Die Straßenlaternen waren angegangen, und die zerklüftete Silhouette der Bürogebäude im Zentrum von L.A. glühte vor der sich herabsenkenden Dunkelheit. Aus meinem Büro im achtzehnten Stockwerk des Strafgerichtsgebäudes konnte ich vom amtlichen Polizei-Shop über das Polizeiverwaltungsgebäude bis hin zum Dorothy Chandler Pavilion und den Theatern alles sehen, einschließlich sämtlicher Straßen und Bürgersteige auf dieser Strecke. Die Ironie, zwischen den Extremen zu residieren, entlockte mir immer noch ein Schmunzeln. Eigentlich konnte man schon von Glück sagen,

wenn man überhaupt ein Büro mit Fenster hatte, geschweige denn eines mit Aussicht. Die Tatsache, dass ich diesen Raum mit meinem Wechsel zu den Special Trials bekommen hatte – nachdem ich mir sieben Jahre lang den Hintern aufgerissen hatte, um dort zu landen –, hatte mir meinen Triumph zusätzlich versüßt.

Nicht dass es mir etwas ausgemacht hätte, mich an den Gerichten in Van Nuys und Compton mit den gewöhnlichen Schwerverbrechern herumzuschlagen. Die Tatsache, dass die Anklagten alle paar Jahre in den Schoß des Gerichts zurückkehrten, verlieh der Arbeit dort etwas Familiäres. Sicher, es war eine verrückte, dysfunktionale und größtenteils kriminelle Familie, aber dennoch. Andererseits war diese Arbeit einfach nichts für mich. Seit ich von den Special Trials gehört hatte, war mir klar gewesen, dass ich genau dort hinwollte. Die erfahrenen Staatsanwälte hatten mich gewarnt, dass ich dort noch mehr arbeiten müsse, dass die Verfahren ewig dauerten, dass man immer im Lichte der Öffentlichkeit stehe, dass man ständigem Druck ausgesetzt sei. Ich hatte ihnen nicht verraten, dass genau das den besonderen Reiz für mich ausmachte. Der Job hatte sich dann sogar als noch besser erwiesen, als ich es mir vorgestellt hatte. Bei fast jedem Fall hatte man es mit den besten Anwälten und den besten Polizisten zu tun, und die Intensität der Arbeit war absolut berauschend. »Sei vorsichtig, was du dir wünschst – es könnte in Erfüllung gehen«, heißt es oft. In diesem Fall traf das nicht zu. Noch immer freute ich mich mindestens einmal am Tag, dass ich es in die Special Trials geschafft hatte.

Ich versuchte, meine Konzentration wieder auf die Berichte zu lenken, die im letzten Monat zur Fallakte hinzugekommen waren, aber die Worte verschwammen vor meinen Augen. Ich lehnte mich zurück, hoffte, den toten Punkt bald zu überwinden, und beobachtete den Verkehr, der sich durch die

Main Street schob. Der Himmel hatte sich verfinstert. Dunkle Wolken zogen auf.

Mir wurde bewusst, dass der tote Punkt noch eine Weile bleiben würde, und so kapitulierte ich und machte für den Abend Schluss. Ich stand auf, streckte mich, ging zum Tisch neben dem Fenster, wo ich meine Aktentasche abgestellt hatte, und trug sie zum Schreibtisch. Nachdem ich fünf Akten eingesteckt hatte – pures Wunschdenken, das war mir klar –, griff ich nach meiner Handtasche und nahm meinen Mantel vom Haken an der Tür. Ich zog ihn an und hängte mir die Aktentasche über die Schulter, dann steckte ich die Hand in die Manteltasche und entsicherte meine handtellergroße Beretta .22. Schließlich klinkte ich mit dem Fuß den Türstopper aus, ging in Richtung der Aufzüge und hörte meine Bürotür hinter mir ins Schloss fallen.

Zu dieser Tageszeit musste ich nicht lange warten. Innerhalb weniger Sekunden klingelte es, und ich betrat die leere Kabine. Der Aufzug sauste alle achtzehn Stockwerke hinab und kam im Erdgeschoss mit einem Schütteln zum Stehen. Derart schwindelerregende Fahrten erlebte man nur zu stillen Zeiten wie dieser. Ich genoss die Geschwindigkeit, solange ich nicht darüber nachdachte, was sich über das Verhältnis zwischen der Qualität der Maschinerie und meiner Lebenserwartung sagen ließe.

Als ich durch die dunkle Vorhalle zur Tür ging, hielt ich die Augen auf, um auch seitlich alles im Blick zu haben. Seit ich vor einem Jahr in das nahe gelegene Biltmore Hotel gezogen war, ging ich immer zu Fuß zur Arbeit. Es wäre dumm, für die sechs Blocks zum Gerichtsgebäude das Auto zu nehmen, und ich nutzte den Spaziergang gerne zum Nachdenken. Außerdem sparte ich viel Geld für Benzin und Unterhaltskosten. Nur im Dunkeln kamen mir manchmal Bedenken. Das Zentrum von L.A. leerte sich nach fünf Uhr, und es blieben nur

die Leute zurück, die auf der Straße lebten. Angst hatte ich weniger vor den Obdachlosen als vor den Schmarotzern, die sich an ihnen vergriffen.

Als Staatsanwältin hatte ich Einblick in Gefahren aller Art, doch ich war ohnehin mit dem Bewusstsein aufgewachsen, dass der Tod hinter jeder Ecke lauert. Obwohl ich keinen Waffenschein besaß, verließ ich das Haus daher nie ohne Pistole. Die Sache mit dem Waffenschein beunruhigte mich gelegentlich, aber wie mein Vater zu sagen pflegte: »Lieber von zwölf verurteilt als von sechs getragen« – zwölf Jurymitglieder versus sechs Sargträger ... Ich hatte nie einen beantragt, weil ich keinen negativen Bescheid riskieren wollte. Die Genehmigungen waren merklich zurückgegangen, seit der Schwager eines gewissen Sheriffs »Warnschüsse« auf Nachbarskinder abgegeben hatte, weil aus ihrem Auto Rap-Musik gedröhnt war. Und Waffenschein hin oder her, ich würde sowieso eine Waffe tragen, schließlich war ich keine Anfängerin. Als Tochter meines Vaters hatte ich Schießunterricht bekommen, sobald ich mit zwei ungelenken Händen eine Waffe halten konnte. Wäre ich zu schießen gezwungen, würde ich mein Ziel nicht verfehlen. Jetzt stand ich an der Glaswand, die aufs Times Building hinausging, und suchte wie immer Parkplätze und Bürgersteig nach Anzeichen für Probleme ab. Da ich nichts entdecken konnte, drückte ich die schwere Glastür auf und trat in die Nacht hinaus.

Als ich auf die Treppe zuing, die zur Straße hinabführte, hörte ich plötzlich Sirenen, erst in der Ferne, dann immer lauter. Mit einem Mal war die Luft erfüllt vom heulenden Gejammer und von den dröhnenden Hupen mehrerer Feuerwehrwagen. Sie waren nah, sehr nah. Aus allen Richtungen schienen mit schrillen Sirenen Polizeiwagen zu kommen. Die Nachtluft vibrierte vor wilder Energie. Ich kniff die Augen zusammen und versuchte zu ergründen, wo sie hinfuhren.

Ungefähr vier Blocks weiter südlich, irgendwo östlich vom Biltmore, schienen die Blinklichter zu verschmelzen, vor einem Block, von dem ich wusste, dass sich dort vor allem Trödeläden, Leihhäuser und billige Motels befanden. Noch nie hatte ich ein solches Aufgebot an einem Tatort im Zentrum erlebt. Meine »Nachbarn« – Junkies, Zuhälter, Nutten und die Penner eben – kamen für gewöhnlich nicht in den Genuss des vollen Programms der »Freunde und Helfer«. Meine Neugier war geweckt, und ich beschloss nachzuschauen, was da los war. Da es vor Polizisten nur so wimmelte, würde ich immerhin keine Angst vor Straßenräubern haben müssen.

Nach wenigen Minuten konnte ich erkennen, dass sich das Zentrum des Getümmels an der Ecke 4th Street, South Broadway befand, in der Nähe vom Pershing Square, und zwar vor einem der zwielichtigen Stundenhotels dort. Aus der Tatsache, dass sich ein Feuerwehrschauch in den Eingang schlängelte, aber nur Rauch und keine Flammen zu sehen waren, schloss ich scharfsinnig, dass die Feuerwehr das Geschehen unter Kontrolle hatte.

Ich schlüpfte durch die Menge schmutziger Schaulustiger, die sich auf dem Bürgersteig versammelt hatten, trat so weit vor, wie es die Absperrungen der Polizei erlaubten, und hielt nach einem bekannten Gesicht Ausschau. Als eine Rauchwolke aus der Eingangstür des Motels entwich, fuhr der nicht mehr ganz brandneue Kleinbus des Coroners vor. Angestrengt starrte ich in den Dunst und sah einen Kopf mit Bürstenschnitt aus der Fahrertür auftauchen. Dem Kopf folgte ein kleiner, kantiger Körper in Hochwasserhose, blauer Windjacke und Nike-Schuhen.

Glück gehabt. »Scott!«, brüllte ich. Scott Ferrier war ein Ermittler des Coroners, der bei unnatürlichen Todesfällen die gerichtsmedizinischen Untersuchungen vornahm. Wir waren Kumpels, seit ich zu Beginn meiner Arbeit bei der Staatsanwaltschaft meinen ersten Mordfall übernommen hatte. Er winkte und kam.

»Weiß deine Mama, dass du im Dunkeln draußen rum-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Marcia Clark

## **Mildernde Umstände**

Ein Fall für Rachel Knight

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-47696-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2012

Sie ist jung, sie ist sexy, und sie ist das Gesetz ...

Rachel Knight, eine ehrgeizige junge Staatsanwältin in Los Angeles, hat das Glück, im Luxushotel Biltmore wohnen zu dürfen. Das Privatleben der Workaholic-Frau beschränkt sich auf gelegentliche Drinks mit ihrer Freundin Bailey, einer Polizistin, und ihrer Kollegin Toni. Eines Abends gerät Rachel in einen Polizeigroßeinsatz wegen eines Tötungsdeliktes. In dem Opfer erkennt sie ihren Lieblingskollegen Jake, er starb in einem Hotelzimmer, neben ihm ein toter Stricherjunge. Rachel ist entschlossen, die Wahrheit herauszufinden, und wenn es sie die Karriere kosten sollte ...